

U. H. Wilken

COMMANDER TOD



ZURDO – Der schwarze Geisterreiter
Band 9

BLITZ

**Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen
und ist nur unter www.BLITZ-Verlag.de versandkostenfrei erhältlich.
In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.
Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.
Alle E-Books und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.**

© 2026 BLITZ-Verlag
Redaktion: Danny Winter
Titelbild: Rudolf Sieber-Lonati
Umschlaggestaltung: Mario Heyer
Logo: Mario Heyer
Satz: Gerold Reimer
Gedruckt in der EU
Alle Rechte vorbehalten
ISBN: 978-3-68984-757-9

Commander Tod

Schaurig tönte Kojotengekläff durch die Gewitternacht. Fahle Blitze zuckten über dem San Bernardino Valley und tauchten die kleine Farm in bleiches Licht. Windböen fuhren fauchend um das Haus. Regen trommelte gegen die erhellten Fenster.

Pennie Shane erschien am Fenster und drückte ihr sommersprossiges Gesicht gegen die Glasscheibe. Das Unwetter tobte über den Hof. Heftig schlug das Stalltor.

Sie konnte nichts erkennen.

Wieder drang heiseres Kläffen aus der Dunkelheit hervor.

Der junge blonde Mann am Tisch hob horchend den Kopf und starrte mit unruhig flackernden Augen zum Fenster.

„Wo bleibt denn nur Juan, Les?“, fragte seine zierliche Frau und drehte sich um. Hinter ihr flammte ein Blitz über dem schwarzen Regenhimmel auf. Dumpfes Dröhnen ließ den gläsernen Zylinder der Lampe auf dem Tisch klirren.

„Juan ist zum Grab seines Bruders geritten, Pennie. Ich kümmere mich um das Stalltor.“

Im Lichtschein schimmerten seine Augen türkisblau. Er erhob sich und ging zur Tür. Eine heftige Windbö riss ihm die Tür aus der Hand. Er drückte sie mühsam zu und rannte dann geduckt über den nassen Hof.

Jäh blieb er stehen.

Ein schwarzer Hengst wieherte schrill in der Nacht.

„Zurdo!“, flüsterte Les überrascht und froh. „Mein Freund Miguel Monterrey besucht uns endlich!“

Der Regen peitschte ihm ins Gesicht. Sein Atem stieß das Wasser von den Lippen. Wild knallte das Stalltor gegen die Bretterwand.

Klagend rief der Kojote.

Les harrte im Unwetter aus. Orgelnde Windböen schüttelten seinen schlanken, sehnigen Körper.

Plötzlich entdeckte er einen jungen Indio, dessen lange, nasse Haare im Wind flatterten.

„Chato!“, rief er und winkte. „Komm, Chato!“

Der Indio, der den geheimnisvollen schwarzen Geisterreiter auf all seinen gefährlichen Wegen begleitet hatte, kam allein zur Farm geritten und zog Zurdos schwarzen Hengst hinter sich her.

Kalt jagte es über Les' Rücken.

Eine furchtbare Ahnung erhitzte seinen Atem. Er rannte dem stummen Indio entgegen, der wie ein Kojote gekläfft hatte, um sich bemerkbar zu machen. Chato warf sich vom Pferd. Sie umarmten sich im prasselnden Regen, hasteten zur Farm und zogen die Pferde in den Stall.

Trübe flackerte die alte Stalllaterne auf. Tropfnass standen die beiden Pferde im Stallgang.

„Chato, was ist los?“, keuchte Les. „Du bist allein gekommen? Ohne Zurdo?“ Er legte die Hände um die Schultern des treuen Indios. „Versuch es mit deinen Händen zu sagen, Chato! Ist Miguel tot, Chato?“

Die dunklen Augen des Indios verrieten Leid und Schmerz. Er nickte.

Les Shane erblasste. Graue Flecken erschienen in seinem Gesicht. Er ließ die Hände von den Schultern des Indios rutschen und wandte sich steif ab. Draußen im Tal grollte es. Langsam ging er zum Tor und schloss es. Reglos stand er davor.

„Hier in Kalifornien, Chato?“

Er musste sich umdrehen und den Gefährten ansehen. Chato schüttelte den Kopf und machte Zeichen.

„In Mexiko?“ Les' Augen verdunkelten sich. Er kam in den trüben Lichtschein zurück. „Ein kleiner Junge hat ihn getötet?“ Les lachte gequält auf. „Großer Gott! Ausgerechnet ein kleiner Junge tötet den berühmten Geisterreiter von Kalifornien? Dann gibt es keinen Grund, den Weg der Vergeltung zu beschreiten. Ein kleiner Muchacho erschießt Zurdo! Ich kann es nicht begreifen.“

Er lehnte sich schwer an den Stallpfosten und wischte sich das Wasser aus dem Gesicht. Sein Blick ging durch die alte Bretterwand des Stalls und verlor sich in der Ferne.

„Manchmal, Chato, hatte ich geglaubt, dass er unsterblich wie der Wind wäre. Er war so verwegen, so tollkühn, und er kämpfte stolz und tapfer. Er jagte durch Kalifornien und half den Menschen, die in Not waren. Die Amerikaner haben eine Belohnung von fünftausend Dollar auf seinen Kopf ausgesetzt und viele Menschenjäger haben versucht, ihm eine Kugel in den Kopf zu jagen. Er war ihnen allen immer wieder entkommen. Und dann kam ein kleiner Junge – man muss sogar auf kleine Jungen achten.“ Er stöhnte dumpf auf.

Schweigend ging Chato zum schwarzen Hengst und zog das Bündel vom Sattel. Er legte es zu Boden, öffnete es und zeigte darauf.

Les Shane ging langsam hin und starrte auf die ausgebreitete Decke. Da lagen die schwarze Tracht des Geisterreiters, sein Umhang mit der purpurroten Innenseite, die geflochtene Lederpeitsche, der Toledo-Stoßdegen, die schwarze Ledermaske und der riesige, langläufige Colt mit Patronenlager. Alles, was Zurdo getragen hatte, hatte der Indio mitgebracht.

Fragend blickte Les ihn an.

„Du bringst es mir, Chato? Willst du mir das alles zum Andenken überlassen?“

Chato, der geschmeidige, muskulöse und sehnige Indio, schüttelte den Kopf. Seine Hände sprachen. In seinen dunkelbraunen Augen flammte es einen Herzschlag lang wild auf.

„Will Miguel, dass ich als Zurdo reite, Chato? Ist das wahr? Soll ich das gefährliche Erbe meines guten Freundes annehmen?“

Um Chatos Mund huschte ein flüchtiges, ernstes Lächeln. Er hob die Maske auf, kam näher, legte sie an Les' Gesicht und nickte.

Les nahm die Maske und starrte lange darauf. Er erinnerte sich an viele gemeinsame Kämpfe. Er seufzte schwer und fragte: „Wo hat er sein Grab gefunden, Chato?“

„Bei meinem Volk“, sprachen die Hände des Indios.

Dann legte er die Maske zu den anderen Sachen, schlang die Decke zusammen und verbarg das Bündel

hinter einem Haufen Stroh. Langsam löste er die Sattellgurte.

Les sah zu, wie er den Sattel und die Decke wegtrug und dann den schwarzen Hengst zu den Boxen hinüberzog, in denen Les' Pferd stand. Er rieb das edle Pferd sorgfältig ab und gab ihm Futter.

Im Farmhaus wartete Les' junge Frau Pennie unruhig.

„Was soll ich tun, Chato?“, raunte er bedrückt. „Ich bin doch nicht wie Miguel Monterrey! Ich kann nicht Zurdo sein!“

Chato schüttelte energisch den Kopf. Er bewegte die Hände ausdrucksvoll. Dabei blickte er den jungen, blonden Freund ernst an.

„Bueno“, flüsterte Les, „ich Sorge für sein Pferd und komme auch zu deinem Volk in die Berge. Ich will an seinem Grab stehen. Aber ich weiß nicht, ob ich sein Erbe annehmen kann, Chato.“

„Du kannst es nicht nur, du musst es sogar“, sagten Chatos Hände. „Du und ich waren Zurdos einzige Freunde. Im Sterben sprach er von dir, und du musst jetzt als Zurdo reiten!“

Les Shane schluckte schwer, zerrte an seinem blonden Haar. Er atmete gepresst und nickte schließlich.

„Komm mit ins Haus, Chato.“

Der treue Indio wollte nicht mitkommen, er wollte sofort wieder davonreiten, zurück zu seinem Volk.

„Wir sehen uns wieder, Chato, schon bald.“

Sie umarmten sich und verließen dann den Stall. Chato schwang sich auf sein Pferd, hob grüßend die Hand und

ritt davon. Dann jagte er in die stürmische Gewitternacht hinaus und verschwand.

Langsam ging Les ins Haus und setzte sich an den Tisch.

Pennie sah ihn unruhig an.

„Was ist mit dir, Les? Du siehst plötzlich so elend aus. Fühlst du dich krank?“

Er legte die Hände ans Gesicht und schloss die Augen. Draußen tobte das Unwetter weiter. Irgendwo schlug ein Blitz ein. Ein berstender Krach donnerte durch das Tal.

„Bring mir die Flasche Whisky, Pennie – bitte!“, flüsterte er.

Sie stellte ihm die Flasche auf den Tisch und er begann zu trinken. Er trank sehr viel in dieser Nacht. Niemals durfte Pennie erfahren, dass er als Zurdo reiten sollte.

„Ich muss bald weg, Pennie. Chato war hier. Du kennst ihn doch noch. Er ist Zurdos Diener und Gefährte. Zurdo wartet auf mich.“

Pennie erblasste.

„Du willst wieder an seiner Seite kämpfen, Les? Um Gottes willen! Wo Zurdo ist, da ist auch der Tod!“

„Trotzdem, Pennie.“

Er konnte es im Haus nicht aushalten. Mit der Flasche ging er hinaus in den Regen. Er war müde und fühlte sich erschöpft. Er trank und schwankte durch die Windböen.

Les Shane trauerte um einen Freund.

*

In Kalifornien herrschte das Goldfieber.

Chatos Volk war schon immer arm gewesen.

Jetzt suchten einige Indios in den Bergen der Sierra Nevada nach Gold. Mit primitiven Werkzeugen und bloßen Händen scharrtten sie im steinigen Boden.

Fremde kamen.

Es waren Männer, die vor nichts zurückschreckten und anderen das Gold abjagten – mit heißem Blei.

Dunkle Regenwolken zogen über die zerklüfteten Berge. Schauer wanderten durch das Tal. Zwischen den hohen Talwänden grollte das Echo des Unwetters. Die Digger-Indians merkten nicht, wie die Reiter näherkamen.

In den aufgewühlten Löchern sammelte sich das Wasser. Rauschend bogen sich die vom Wind zerzausten Bäume am Hang. Nasse Blätter wirbelten heran und blieben an den Indianern haften.

Der Tod ritt durch die Sierra Nevada.

Aufgerissene und blutende Hände wühlten im Boden. Ausgemergelte und arglose Indios suchten nach Glück. Zwei Maultiere standen reglos im Regen. Eine alte Plane schlug knatternd im Wind. Blitze zuckten.

Plötzlich waren die Fremden da. Sie hielten dicht vor den Löchern und starrten auf die Rücken der Indios.

Einer der Indian Diggers richtete sich auf und sah die Reiter dunkel und drohend vor dem Erdloch stehen.

Er konnte nicht aufschreien. Seine Kehle war ihm wie zugeschnürt. Er öffnete den Mund und seine dunklen Augen weiteten sich. Wieder zuckte ein Blitz über die

Sierra Nevada hinweg. Das bleiche Licht geisterte über die Gesichter der Reiter und riss sie aus dem Dunkel hervor.

Es waren zynisch lächelnde, raue und harte Gesichter. Alles an diesen Fremden wirkte brutal und gnadenlos. Sie trugen derbe Kleidung. Regenwasser perlte auf den Läufen ihrer Gewehre.

Der Blitz erlosch. Dumpf dröhnte es in der Ferne. Zitternd krümmte sich der Indio, streckte den Arm aus und berührte seinen Nebenmann. Auch dieser kam hoch und sah die Fremden. Auch er konnte vor Entsetzen keinen Schrei ausstoßen.

Die Gewehre der Reiter waren auf die Indios gerichtet.

Die armen Kerle hatten noch kein Gold gefunden. Sie waren die Ärmsten der Armen. Das Einzige, was sie besaßen, war ihr Leben.

Und selbst das sollten sie nicht behalten dürfen.

Schüsse krachten. Grelle Mündungsfeuer flammten aus den Läufen der Gewehre. Heißes Blei fuhr in die Mulde hinein. Die Indios zuckten, griffen mit flatternden Händen in den Regenschauer, stürzten und fielen in das angesammelte Wasser. Zwei wollten noch heraus. Sie schafften es jedoch nicht, rutschten auf dem nassen Boden aus und rollten zu den anderen ins tiefe Wasser.

Qualmende Patronenhülsen lagen am Boden. Pferde wieherten. Hart und metallisch knackte es, als die Fremden die Gewehre nachluden.

Mitleidlos starrten sie in das Loch hinunter.

Ein gellender Schrei durchdrang das Unwetter.

Die Reiter fuhren herum und entdeckten einen Indio neben den Maultieren. Der Indianer war noch jung. Er stand neben der heftig schlagenden Plane und hielt ein Messer in der Hand.

Gegenüber den mit Gewehren und Revolvern bewaffneten Fremden hatte er keine Chance.

„Holt ihn euch!“, brüllte einer der Reiter voller Wut. „Lasst ihn nicht entkommen! Los, jagt ihn!“

Sie trieben die Pferde brutal an. Der Indio sah sie kommen und blickte in das grelle Mündungsfeuer. Er warf sich geduckt herum und flüchtete zwischen die Sträucher. Die nassen Zweige peitschten ihm ins Gesicht. Er wollte dem Tod entkommen. Er nahm keine Rücksicht auf sich. In weichen, nassen Mokassins hetzte er durch die Nacht.

Hufe schlugen durch das Tal. Fremde brüllten und schossen. Kugeln prasselten gegen die Talwand, zerfetzten das Blätterwerk der Sträucher und durchstießen das Geäst.

Schrill wieherten die gepeinigten Pferde. Hufeisen klirrten über Gestein. Sporenräder rissen die Flanken der Pferde blutig.

Teuflisch schnell rasten die Reiter dem Indio nach.

Er wollte nur sein Leben retten. Er besaß nur das, was er auf dem Leib trug: eine zerfetzte Hose und ein leichtes Baumwollhemd. Mehr nicht.

Immer wieder glitt er auf dem schlüpfrigen Boden aus und schlug hart hin. Harte Felszacken verletzten sein Gesicht, seine Hände und seine Knie. Sträucher rissen ihm das Hemd in Fetzen.

Hufe polterten hinterher. Er begriff, dass ihn nur die zerklüfteten Felsen retten konnten, der steile Hang, den die Pferde nicht nehmen konnten.

Unten im Tal am Loch blieb ein Reiter zurück. Der Fremde blickte kalt auf die leblosen Indian Diggers. Langsam stieg er aus dem Sattel und schritt suchend umher. Unter der Plane lagen ein paar Lederbeutel. Er griff nach einem und riss ihn auf. In all diesen Beuteln war nur Proviant, kein Gold. Fluchend warf er ihn weg.

Schüsse peitschten durch das Tal. Feuerstöße zuckten durch die Regennacht. Blei schlug gegen den felsigen Hang.

Der Indio rannte um sein Leben, sprang höher und kroch um die Felsen.

Zwei Reiter hetzten ihre Pferde weiter und verließen das Tal. Die anderen versammelten sich vor dem steilen Hang, starrten nach oben und suchten den armen Indio.

Er schluchzte wie ein kleiner Junge. Todesangst erfüllte ihn. Er weinte vor Angst, Verzweiflung und Entsetzen. Dann erreichte er den Talrand und lief weiter. Er wollte weg, er wollte entkommen und sich in die alten Hütten retten, in denen die anderen Indios lebten.

Blitze erhellten die Umgebung.

Die beiden Reiter hatten das Tal hinter sich gelassen und jagten ihm näher. Der trommelnde Hufschlag wurde vom grollenden Unwetter übertönt. Aber der Indio sah die Verfolger. Er schrie röchelnd auf. Wieder wurde es dunkel um ihn. Er irrte weiter. Sandige Bodenwellen tauchten auf. Er sackte tief ein, arbeitete sich über die

Bodenwellen und Felsbrocken hinweg und lief auf den Höhenzug zu.

Das Paradies Kalifornien war zu einer Hölle geworden. Zigtausende von Goldsuchern hatten das Land überschwemmt und jede Ordnung zerstört. Diese Männer aus dem Osten des Kontinents lebten für das Gold und sprachen nur davon. Sie litten und starben dafür, aber sie töteten auch dafür.

Plötzlich waren kleine, armselige Männer steinreich geworden und bauten sich riesige Paläste mit vergoldeten Türklinken. Andere wiederum verloren ihr schnell gewonnenes Vermögen an Spieltischen, im Suff und in der Gosse. Alle trachteten einander nach dem Leben. Niemand traute dem anderen.

Die Einheimischen wurden verachtet, getreten, zu Krüppeln geschlagen und oftmals auch umgebracht. Am schlimmsten hatten es jedoch die Indian Diggers, diese armen Indios, die der wilden weißen Meute wehrlos ausgeliefert waren und ihre Heimat bedroht sahen. Die Fremden nahmen ihnen alles weg.

Chatos Volk war in Lebensgefahr.

Leid, Not und Elend nisteten in den ärmlichen Hütten.

Der geheimnisvolle kalifornische Rächer durfte nicht tot sein! Der schwarze Geisterreiter musste weiterkämpfen! Zurdo verkörperte das gute, alte und friedliche Kalifornien.

Die Menschen glaubten an ihn.

Und jede Abendstunde beteten die Frauen für ihn.

Doch in dieser Nacht war Zurdo nirgends zu finden.

Der Indio, der den Hang des Höhenzugs emporhastete, hatte keinen Freund und Beschützer.

Die Reiter holten schnell auf. Der Hang vor ihnen lag im Dunkeln. Sie starrten nach oben und hielten die Gewehre im Anschlag. Heisere Stimmen drangen durch das Grollen des Gewitters.

Der Indio hielt sein Messer in der rechten Hand. Er keuchte und taumelte. Seine Kräfte verließen ihn. Er bekam kaum noch Luft. Solange es dunkel blieb, hatte er eine kleine Chance. Seine Verfolger konnten ihn nicht sehen. Steine lösten sich unter seinen Füßen und rollten den Hang hinab. Unten scheuten und wieherten die Pferde.

Dunkle Wolken trieben vor dem Mond dahin. Der Himmel war zornig. Vor den dunklen Augen des Indios flammte ein Blitz auf. Alles war taghell. Die Reiter entdeckten ihn und schossen sofort.

Stöhnend bäumte er sich auf. Wieder fielen Schüsse. Er schlug schwer nach vorn. Das Messer fuhr knirschend in den Boden und brach lockeres Gestein auseinander. Wieder blitzte es am Himmel und Gold schimmerte zwischen dem Gestein.

Die Reiter starrten nach oben.

„Der ist erledigt“, sagte einer von ihnen kalt. „Reiten wir zurück.“

„Warte!“ Der andere stieg vom Pferd. „Diese verdammten Indios sind so zäh wie Schlangen. Man kann eine Schlange halbtot schlagen, aber bei Sonnenuntergang macht sie sich davon. Ich werde mal nachsehen, ob der Indio noch lebt.“

„Bist du etwa abergläubisch?“ Der Reiter lachte krächzend auf. „Komm schon! Ich will zurück. Bei diesem Sauwetter kriege ich noch einen Schnupfen!“

Der abgessene Halunke zögerte.

Doch dann stapfte er den Hang empor. Fluchend wartete der Reiter. Wieder rollten Steine den Hang hinab. Der Halunke erreichte den Indio und stieß ihn mit dem Gewehrlauf an.

„Ist er tot?“, rief der Reiter von unten herauf.

„Ja!“

Regenwasser rann über den Hang. Matt schimmerte das Messer. Für Sekunden riss die Wolkendecke auf. Mondlicht traf den Hang. Plötzlich warf sich der Halunke auf die Knie und schrie nach unten.

Er hatte das Gold entdeckt.

Wie von Sinnen kam der andere heraufgelaufen, stürzte, sprang auf und erreichte ihn.

Sie zogen den Indio weg und ließen ihn abwärtsrollen. Dann brachen sie mit dem Messer weiteres Gestein weg.

Gold.

„Du“, krächzte der eine, „das dürfen die anderen nicht wissen, hörst du? Mann, wir beide sind reich!“

„Zu spät“, flüsterte der andere. „Sie kommen schon.“

Reiter jagten näher. Brüllende Stimmen drangen durch das Heulen des Windes. Dicht vor dem Hang hielten sie an.

„Was ist da oben los?“, schrie der Anführer.

„Nichts!“

„Du lügst, du Hund!“ Der Anführer warf sich vom Pferd. Die anderen folgten ihm. Keuchend arbeiteten sie sich den Hang hinauf und erreichten die Komplizen.

„Das gibt es doch nicht!“, ächzte einer. „Ich träume, oder? Oder ist das wirklich Gold?“

„Es ist Gold.“ Der Anführer stand gebeugt im Regen. „Begrabt alle Indian-Digger. Erschießt die Maultiere, schneidet das beste Fleisch heraus und verscharrt den Rest. Verwischt alle Spuren. Begrabt auch die Wetterplane. Es muss alles so aussehen, als wären die Indios nie hier gewesen. Los, haut ab.“

Widerwillig führten sie seinen Befehl aus.

Dann lagerten sie im Schutz hoher Felsen und starrten in den Regen. Sie hatten gemordet und nun Gold gefunden. Nicht weit von hier begann das Land der Indios.

Chatos Volk wusste nichts von dieser Mordnacht. Der Lebensraum der armen Indios war erneut bedroht.

Das Unheil nahm seinen Lauf. Niemand konnte es aufhalten. Das Unwetter zog weiter.

*

Les Shane war unterwegs. Er ritt durch die Nebelfelder der Täler und saß zusammengesunken im Sattel.

Der Sommerwind trieb die Nebelschwaden auseinander. Die schneebedeckten, hohen Gipfel der Sierra Nevada schimmerten in der Sonne.

Vor dem einsamen Reiter stiegen zerklüftete Felsen steil empor. Die Wildnis umgab ihn. Der schwarze Hengst trug

ihn kraftvoll über den Hang. Immer wieder streichelte Les das Pferd. Sie mussten Freunde werden.

Auf der Kammhöhe blieb er stehen. Im hellen Sonnenschein glänzte das blonde lange Haar wie Stroh. Der Blick reichte weit über die Berge und Täler hinweg bis ins Sacramento-Tal.

Les war zutiefst erschüttert. Er hatte seine Pennie, doch er fühlte sich verlassen. Der Gedanke an Zurdos Tod ließ ihn erneut in die Satteltasche greifen. Er nahm einen Schluck aus der Flasche und ritt dann auf der Kammhöhe entlang.

Vor ihm lag das Sundown Valley.

Hier lebte Chatos Volk.

Er sah die kleinen Hütten aus Holz und Adobe sowie die mächtigen Felsbrocken weit drüben, die zu einem Mausoleum aufgetürmt waren. Er erblickte die vielen Lagerfeuer im Tal und die Indios, die auf den steinübersäten Feldern ihrer täglichen Arbeit nachgingen.

Es war kein guter Tag.

Langsam ritt Les abwärts. Ein staubiger Weg führte über die Felder. Er erreichte die Hütten und stieg ab. Als er ein paar Schritte ging, folgte ihm der schwarze Hengst des Geisterreiters.

Es war der Beginn einer Freundschaft.

Plötzlich stand Chato vor ihm, jung und von wilder Schönheit.

Er lächelte ernst, und Les lächelte zurück und reichte ihm die Hand.

„Ich bin da, Chato.“

Der Indio nickte und zeigte zu den mächtigen Felsen hinüber. Gemeinsam gingen sie durch das Lager.

Les sah verhärmte Frauen, die vor den Hütten arbeiteten, und Kinder, die das alte, paradiesisch schöne Kalifornien niemals kennenlernen würden. Er erblickte Greise mit schlohweißen Haaren und junge Burschen, die zusammensaßen und sich gegenseitig Messer zwischen die gespreizten Finger stießen.

Mit großen Schritten ging Chato voraus. Vor den Felsen blieb er stehen und zeigte stumm auf ein Grab.

Zögernd trat Les Shane näher und nahm den Stetson ab. Vor ihm lag Miguel Monterreys letzte Ruhestätte. Niemand konnte ihn stören. Viele Indios hatten die schweren Felsbrocken aufgetürmt. Ein schlichtes, aus Eisen geschmiedetes Kreuz ragte empor.

„Weiß dein Volk, dass Miguel der Geisterreiter war, Chato?“

Der Indio verneinte.

Les kniete nieder und Chato ließ ihn allein. Er ging über die Talflanke und setzte sich in die Sonne.

Chato wartete lange.

Endlich kam Les zu ihm, blieb neben ihm stehen und sah über das Tal hinweg. In der Ferne schlug die Brandung des Pazifiks gegen die Steilküste. Der warme Wind bewegte das Gras. Herdrauch stieg über den Hütten empor. Die Sonne stand schon im Westen über dem endlos weiten Meer.

„Ich weiß nicht, ob ich Zurdos Maske tragen werde, Chato. Pennie wäre oft allein. Sie würde sich große Sor-

gen machen. Aber zum Glück ist ja auch der junge Mexikaner Juan bei uns.“

Er setzte sich und schwieg.

Sie saßen sehr lange nebeneinander am Hang. Schließlich gingen sie zurück zu den Hütten. Les betrat Chatos Hütte. Er trank den Mescal, den Chato ihm anbot, und zwar sehr viel.

Forschend betrachtete Chato ihn.

Les wollte nicht zugeben, dass er traurig und melancholisch war, dass ihn Miguel Monterreys Tod schwer getroffen hatte.

Als die Sonne unterging, war Les betrunken.

Schwankend verließ er die Hütte und schwang sich mühsam in den Sattel.

Im roten Schein kam ein alter Indio näher. Sein lederhäutiges Gesicht war ausdruckslos. Neben dem schwarzen Hengst blieb er stehen und blickte zu Les Shane auf.

„Komm wieder, Amigo mio. Du bist an unseren Feuern immer willkommen, Compadre. Verlier dich nicht. Du bist Chatos Freund. Also bist du auch unser Freund.“

„Dankeschön“, sagte Les mit schwerer Zunge. „Ich komme zurück, Vater Puma. Adios, bis bald.“

Er ritt aus dem Lager und durch das Tal. Der graue Mantel der Dämmerung schlug hinter ihm zusammen. Schwankend lenkte er den schwarzen Hengst durch die Bergwelt. Laut heulte ein Wolf in seiner Nähe. Der Hengst stampfte mit seinen kleinen Hufen härter auf und schnaubte scharf.

Les trank Whisky. Er murmelte vor sich hin und kniff die Augen zusammen. Vor ihm verschwamm alles. Er konnte nicht mehr klar sehen. Ein bleischweres Gefühl zog durch seinen Körper. Ächzend kippte er nach vorn. Die leere Flasche schlug auf und zerplatzte.

Der Hengst trug ihn zwischen die Berge und in die dunkle, tiefe Bergfalte hinein. Am Berghang gähnten Höhleneingänge wie leere, tote Augen. Wieder heulte der Wolf.

„Ich krieg dich noch!“, flüsterte Les. „Ich knall dich ab!“

Er rutschte vom Pferd, verlor den Halt und fiel in das sonnenverbrannte Gras. Fluchend richtete er sich auf und schleppte das Gewehr mit sich.

Stampfend blieb der Hengst zurück.

Les ging dem Schmerz entgegen.

Graue Felsen verwischten vor seinen Augen. Er atmete rasselnd und drehte sich schwankend um. Kalt und bleich leuchtete der Mond über Kalifornien. Am Hang ragten halb abgestorbene Bäume empor.

Dumpfes, böses Knurren wehte herüber.

Er grinste verzerrt.

„Wo bist du, Vieh?“

Les war mit den Nerven am Ende. Es war, als hätte man ihm das Herz aus dem Körper gerissen. Er fühlte sich leer, ausgehöhlt und verloren. Ein kleiner Junge hatte den mutigen Miguel Monterrey erschossen! Darüber kam Les nicht hinweg. Das war zu viel für ihn.

Er wollte sich quälen, um den seelischen Schmerz zu vergessen.

So torkelte er den Hang hinauf und näherte sich den Felsen und Höhleneingängen.

Er konnte nicht mehr sicher auftreten. Das Metall seines Gewehrs reflektierte das Sternenlicht. Immer wieder verlor er fast den Halt.

Der Bergwind verfring sich zwischen den Felsen. Leises Wimmern drang durch die Bergfalte.

Les erkannte die Gefahr nicht.

Er stützte sich auf einen der Felsen und blickte umher.

Warnend schnaubte der schwarze Hengst des Geisterreiters.

Wieder ertönte das Knurren, dieses Mal noch bössartiger und drohender.

Aber Les Shane achtete nicht darauf. Er drückte sich ab und torkelte höher. Der Wind winselte um ihn herum. Hohes Gras raschelte um seine Stiefel. Die Höhleneingänge gähnten. Grüne Lichter leuchteten im Halbdunkel. Der Gewehrlauf schlug gegen die Felsen.

In dieser hellen Mondnacht kam es zu einer Katastrophe, die das ganze Leben von Les Shane stark beeinflussen sollte.

Vielleicht war es ein Zeichen des Himmels, vielleicht aber auch ein harter Schicksalsschlag für diesen jungen, großen Mann, der offensichtlich nicht mit dem Tod seines Freundes fertigwerden konnte.

Mit jedem Schritt kam er dem Schmerz näher.

Noch hielt er das Gewehr.

Mit dieser Waffe schreckte er das Tier zurück, das zwischen den Felsen und Höhlen lauerte.

Es war eine riesige Wölfin.

Sie beobachtete den Mann und zog drohend die Lippen hoch. Ihre starken gelben Fangzähne schimmerten. Ihr Fell war struppig, staubig, zerbissen und fleckig.

Shane blieb schwankend stehen.

„Wo bist du?“, rief er lallend. „Komm her, ich will dich abknallen!“

Das Gewehr in seiner Hand hielt die Wölfin zurück. Sie wusste, wie gefährlich so ein Gewehr war. Sie war misstrauisch und gereizt und wartete auf eine Chance.

Les konnte die Wölfin nicht entdecken. Er schloss die Augen, atmete schwer und starrte dann wieder umher.

Seltsame und erschreckende Visionen kamen ihm in den Sinn.

Benommen schüttelte er den Kopf. Er starrte den Hang hinauf – und plötzlich sah er die Wölfin. Er litt unter Halluzinationen. Er sah viele Wölfe, viele Fangzähne und viele grüne Lichter.

Und er schoss um sich wie ein Irrer.

Die Wölfin duckte sich und verschwand.

Er senkte das Gewehr und lachte bitter auf.

Der Knall der Schüsse erzeugte ein hallendes Echo in der Bergwildnis. Nur langsam verebbte das Echo und erstarb schließlich mit einem geisterhaften Geflüster.

Im Gras am Hang lagen noch rauchende Hülsen.

„Verdammt“, flüsterte er, „ich bin besoffen. Ich will zu Pennie. Sie wartet auf mich.“

Einer der Höhleneingänge vor ihm war beinahe manns- hoch. Gestrüpp stand beiderseits des Eingangs. Haarbü-

schel hingen am Geäst. Weiche Pfoten hatten den Sand geglättet.

Er machte zwei Schritte darauf zu und rutschte jäh aus. Das Gewehr knallte gegen einen Felsen. Fluchend stürzte er zu Boden. Mit beiden Händen krallte er sich fest.

Da geschah es.

Die riesige Wölfin schoss wie ein Urviech auf ihn zu.

Er sah sie und war plötzlich stocknüchtern. Bevor er zum Gewehr greifen konnte, hatte sie ihn erreicht und biss in seine rechte Hand. Ihre Zähne gruben sich tief in seine Hand. Sie ließ sofort wieder los. Ein wilder, flammender Schmerz zuckte durch seine Hand und jagte durch seinen Körper. Aufbrüllend warf er sich auf die Seite. Wieder fiel die Wölfin über ihn her. Ihre Krallen schrammten über seinen Rücken. Sie wollte ihm ins Genick beißen. Er konnte ihren Zähnen entkommen, griff mit der Linken zum Gewehr und flüchtete.

Die Wölfin gab nicht auf.

Sie sprang ihn an, schlug gegen seine Beine und brachte ihn zu Fall. Knirschend trafen die Fangzähne den Gewehrlauf. Blut sickerte aus seiner zerbissenen Hand. Les Shane trat um sich. Die Fangzähne fuhren über das Metall. Ein furchtbares Knurren tönte durch die Bergfalte. Unten wieherte der schwarze Hengst schrill auf und raste los. Wie ein Ungetüm tobte er über den Hang und näherte sich Les Shane und der Wölfin. Seine Hufe knallten über das Gestein hinweg – das waren die tödlichen Waffen des gefährlichen Hengstes!

Fauchend wich die Wölfin zurück.

Les hatte Bewegungsfreiheit. Mit der Linken presste er das Gewehr unter die Achsel und feuerte. Blei wuchtete in die Wölfin hinein und riss den Körper auf. Der Leib wirbelte gegen die Felsen. Schon richtete sich der schwarze Hengst auf und keilte mit den Vorderhufen aus.

Winselnd schleppte sich die sterbende Wölfin in die Höhle.

Der Hengst stampfte und prustete. Mit geblähten Nüstern und aufgerichteten Ohren blieb er vor der Höhle stehen.

Er war ein Wunderpferd, dressiert und auf den Kampf abgerichtet. Er war ein Teufel von einem Pferd – und der großartigste Hengst, dem Les Shane je begegnet war.

Stöhnend drückte er den zerbissenen rechten Arm unter die Achsel und kam schwankend hoch. Er hielt noch das Gewehr. Wut packte ihn. Er näherte sich dem Höhleneingang. Eine Blutspur führte hinein. Mondlicht erhellte den Felsboden. Sterbend lag die Wölfin am Boden. Blut rann aus ihrem struppigen Fell. Mit trüben Augen sah sie ihn an. Der Glanz ihrer Augen war erloschen. Sie konnte sich die Wunde nicht mehr lecken. Ihr Kopf lag auf den Läufen. Sie hatte tapfer gekämpft.

Der Schmerz in seiner Rechten machte Les Shane hart. Er schoss, und die Wölfin war auf der Stelle tot.

Pulverrauch umgab ihn. Er hustete und wollte sich abwenden. Das Echo hallte noch nach, als er ein Geräusch aus der Höhle hörte. Er dachte an die anderen Wölfe und feuerte hinein. Ein Querschläger riss ihm das Hosenbein auf. Er warf sich zur Seite, senkte das Gewehr und

setzte es schließlich ab. Er zerrte sein Halstuch herunter, schlang es um die durchbissene rechte Hand und biss vor Schmerz die Zähne zusammen.

Schweiß stand ihm auf der Stirn. Grau und fleckig war sein Gesicht. Er atmete gepresst und ertrug den Schmerz.

Langsam ging er wieder vor die Höhle.

Dort sah er einen kleinen Wolf, der vergeblich an den Zitzen der toten Wölfin saugte.

Les Shane hatte Mitleid mit dem kleinen Wolf.

Gebeugt ging er in die Höhle. Das weiche Knäuel des Wolfes ballte sich zusammen und streckte die Läufe aus, als Les nach ihm griff. Winzige, spitze Zähne stießen durch die Haut seiner linken Hand. Er packte den Kleinen am Genick, trug ihn hinaus und schüttelte ihn. Der Kleine fauchte wie eine Katze.

„Du krepierst, wenn ich dich hier zurücklasse! Was willst du? Soll ich dich mitnehmen oder totschiagen?“

*

Ein sechzehnjähriger Mexikaner stand im Stall und betrachtete bewundernd den schwarzen Hengst.

Juan liebte Pferde. Noch niemals zuvor hatte er ein solches Pferd gesehen.

Im Farmhaus saß Les Shane am Tisch und ließ sich von Pennie wieder einmal verbinden. Seine Hand war angeschwollen und schmerzte immer noch heftig. Darum drängte er Pennie: „Mach schneller!“

Ihre braunen Augen blickten ihn weich an. Unzählige Sommersprossen machten ihr schönes, natürliches Gesicht noch brauner.

„Du bist manchmal wie ein großer Junge, Les.“

Er lächelte schwach.

„Pennie, glaubst du, dass ich die Rechte wieder wie früher bewegen kann? Das ist doch sicher, oder?“

„Ich fürchte, dass du mit der rechten Hand nicht mehr so fest zupacken kannst, Les. Du wirst nicht alles auf der Farm tun können.“

Er richtete sich auf und blickte auf den frischen Verband. In seinen tiefblauen Augen zeigte sich für einen Moment Schmerz.

„Pennie, schnall mir den Waffengurt um.“

„Willst du wieder reiten, Les? Bitte, bleib hier!“

„Ich reite nur bis zum Talrand, Pennie. Ich muss jetzt mit der linken Hand das Ziehen und Schießen üben. Das muss sein, Pennie. In Kalifornien gibt es zu viele Halunken. Ich will doch in der Lage sein, dich beschützen zu können.“

Sie sah ihn ernst an, dann legte sie ihm den schweren Waffengurt um die Hüften. Er ging hinaus in den Stall.

„Señor, das ist ein Klassepferd!“, sagte Juan voller Bewunderung. „Woher haben Sie diesen Hengst?“

Les ging vorbei zum Strohhaufen. Dort drehte er sich um und blickte den jungen Mexikaner lächelnd an.

„Von einem guten Freund, Juan. Mehr kann ich dir nicht sagen. Ich gebe dir mein Wort, dass ich diesen Hengst nicht gestohlen habe. Es ist alles in Ordnung. Ich soll die-

sen Hengst für meinen Freund versorgen und damit er nicht träge wird, werde ich oft auf ihm reiten.“

„Darf ich auch einmal?“

„Nein, Juan. Der Hengst soll sich erst einmal an mich gewöhnen. Und jetzt sattel ihn und bring ihn auf den Hof.“

„Si, Señor!“

Wenig später saß Les im Sattel.

Pennie kam mit einem flachen, offenen Korb aus dem Haus und stellte ihn in die Sonne.

„Er braucht die Wärme der Sonne, Les“, sagte sie.

Langsam ritt Les zum Haus und blickte dann in den Korb. Darin lag der kleine Wolf. Pennie hatte ihm Kuhmilch gegeben. Er lag zusammengerollt darin und gähnte wohligh.

„Wenn er etwas größer ist, kümmere ich mich um ihn, Pennie. Dann rührt ihn auch Juan nicht mehr an.“

„Du willst ihn dressieren, Les?“ Pennie hob die Schultern an und schüttelte schwach den Kopf. „Das ist verrückt – und auch gefährlich. Wölfe werden niemals zahm.“

In seinen Augen glitzerte es sekundenlang kalt.

„Das soll er auch nicht, Pennie. Aber er wird mir aus der Hand fressen. Und er wird mir aufs Wort gehorchen.“

Dann jagte er von der Farm und durch das weite San Bernardino Valley. Am Talrand stieg er aus dem Sattel. Die Sonne schien hell und warm. Er blickte suchend umher. Die rechte Hand schmerzte. Mit der Linken zog er den Colt und feuerte auf ein paar Steine. Er verfehlte sie

alle. Fluchend schob er den Colt unter die rechte Achsel und lud die Trommel nach. Die Patronenhülsen rollten den Hang hinunter.

Les übte das Ziehen, Schießen und Treffen.

Plötzlich hielt er inne. Starr blickte er über das Tal. Bislang hatte er noch nicht daran gedacht. Auch Miguel Monterrey war ein Linkshänder geworden, als ihm Banditen damals die rechte Hand zerschlagen hatten. Und als Linkshänder hatte er seinen Namen bekommen: Zurdo. Zurdo.

Es musste ein Zufall sein. Die Wölfin war keine Fügung des Schicksals gewesen. Les wollte nicht daran glauben. Aber es war eine Tatsache, dass auch er jetzt ein Linkshänder war.

Verbissen feuerte er weiter. Immer wieder übte er. Als die Sonne unterging, ritt er zur Farm zurück. An diesem Abend saßen er, Pennie und Juan am Tisch. Später spielte er mit dem Wolfsjungen.

In der sternenklaren Nacht ging er zum Stall. Er streichelte den schwarzen Hengst und murmelte seltsame Worte vor sich hin. Dann holte er das Bündel hervor und betrachtete Miguel Monterreys Erbe.

„Vielleicht werde ich eines Nachts für dich reiten, Miguel“, murmelte er. „Ich weiß es noch nicht.“

*

Die skrupellosen Männer glaubten, dass niemand von ihrem Goldfund im Sundown Valley wusste. Doch schon